

Im Hause des Witwers

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573209>

Nutzungsbedingungen

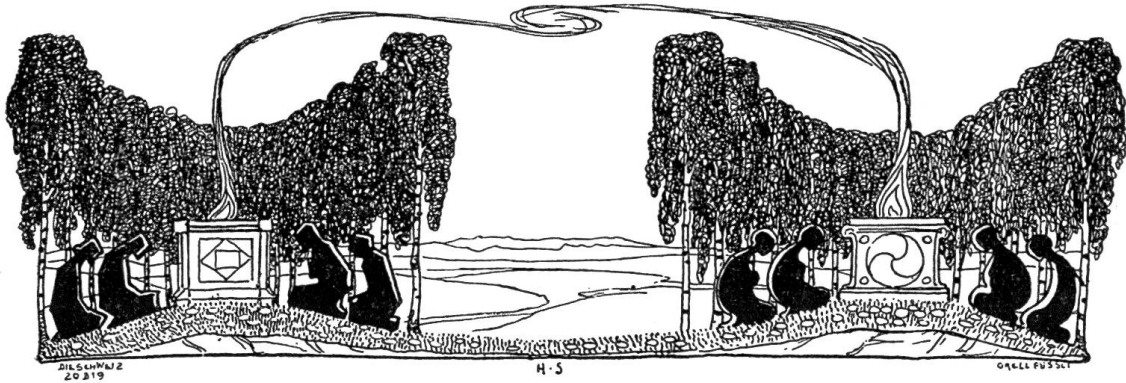
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Charon

Der Morgenwind hob uns das feuchte Haar.
 Da sprangen wir vom Lager in den Tag
 Und trugen Rosen und den Tau der Nacht
 Verhüllten Fernen zu. Und Wunder war,
 Was jeder Schritt aus Traum zum Tage bracht',
 Und ferne ging ein leiser Ruder Schlag.

Wir nah'n dem Strom, der weit, so weit einst schien.
 Ein Fährmann winkt und drängt sein dunkles Boot
 Dem Ufer zu: Tag wird aus Traum und Nacht.
 Ihr zagt und wollt die ewige Quelle fliehn?
 Leben ist Tod, der aus dem Schlaf erwacht,
 Und Tod nur Schlaf und Schlaf nur, Freunde, Tod.

Wir aber stehn und zaudern bang, und sind
 Vom Weg doch müd und schliefen, schliefen gern,
 Und taumeln matt und traun dem fargen Kiel.
 Und ruhn und gleiten unterm Abendstern
 Und träumen tief und trauern nicht um Wind,
 Um Flut und Fährte nicht und Zeit und Ziel.

+ Victor Hardung, St. Gallen

Im Hause des Witwers.

Eine Erzählung von Ernst Zahn.

Nachdruck verboten,
 Alle Rechte vorbehalten.

4.

Die Herrlichkeit des Frühlings steigerte sich zu einer Glorie. Der Witwer hielt oft das Uebergewaltige, ins Weite Drängende kaum in der engen Brust zurück. Er saß daheim in einer stillen Ecke oder draußen auf einer einsamen Bank an irgendeinem Spazierweg und hing seltsamen Gedanken nach: Julia Fahr. Wieviel Ernst und wieviel Anmut! Glücklich der Mann, dem sie ihr Herz zuwandte! Wie — wenn er dieser Mann wäre!

Kleine Hoffnungen kamen: War sie nicht errötet, da sie ihm heute begegnet? War nicht ihr Händedruck bedeutsam gewesen? Und kleine Mängste folgten: War ihre Freundlichkeit nicht doch nur die, die sie allen Menschen schenkte? Hatte sie ihn heute nicht ganz erschreckt angesehen, als er die Hand auf ihre Schulter gelegt hatte?

Es war nicht wegzuleugnen: Carl Otto Schwynzer liebte. Bald gestand er es sich selbst. Und bald gesellte sich zu den Hoffnungen und Zweifeln, ob diese Liebe

berechtigt sei, das Verlangen nach Erfüllungen und Verwirklichungen. Er erwog Julia Fahrs Herkunft und wie sie alle Eigenschaften besaß, die Mörgler zum Schweigen bringen mußten. Er stellte sich die eigene Zukunft vor Augen: Seine Kinder würden eines Tages das Haus verlassen. Hindernisse, wenn sie vorhanden waren, würden von selber fallen. Die frohe Ueberzeugung von der Gerechtigkeit und den guten Aussichten seiner Sache befestigte sich mehr und mehr in ihm. Nun erwog er schon nicht mehr die Möglichkeit der Erfüllung seiner Wünsche, nun drängte ihn frohe Erwartung schon dieser Erfüllung zu. Er hielt Julia Fahr länger im Gespräche fest, wenn sie in seinem Kontor zu tun hatte. Er erwies ihr kleine Aufmerksamkeiten, schenkte ihr jetzt ein Buch, das er selbst eben mit Vergnügen gelesen, führte sie eines Nachmittags, als sie vom Geschäfte frei war, in die städtische Gemäldeammlung, deren Vorstand unter seiner Leitung stand, und wiederholte seine Besuche bei ihrer Mutter, der er sich in Angelegenheiten ihres kleinen, noch im Ausland liegenden Vermögens nützlich erwies.

In der Gehobenheit seiner Stimmung bemerkte er nicht, daß man die Beziehungen zwischen der Untergebenen und dem Prinzipale mit wachsendem Befremden betrachtete. Er sah nicht, daß man in den Geschäftsräumen Blicke tauschte, daß man die Köpfe zusammensteckte, wenn Julia sich zu ihm begab oder er zu ihrem Pulte trat. Die befremdete Zurückhaltung entging ihm, die selbst in seines alten, treuen Prokuristen Wesen lag, und daß dieser zum erstenmal den Geschäftsherrn nicht ganz verstand oder, wenn er ihn verstand, um seines Vorhabens willen Bedenken hegte. Er über sah sogar die Veränderung im Benehmen seiner Tochter Ellen noch, in deren Gesicht das Blut trat und deren Stirn sich runzelte, wenn die Rede auf Julia Fahr kam oder ihre Gestalt irgendwo auftauchte. Eines Tages fiel ihm indessen auf, daß Julia selbst und ihre Mutter ihm gegenüber unfreier als gewöhnlich waren. Er sah auf Frau Fahrs behäbigem Gesicht eine leise Farbe erscheinen, wenn er zu ihr ins Zimmer trat, und überhörte es

nicht, daß sie ihn wiederholt fragte, ob er auch mit ihrer jungen Tochter zufrieden sei, und ihn mahnte, nur ja nicht zu nachsichtig gegen Julia zu sein, da der Jugend eine strenge Schule nothue. Er fühlte heraus, daß diese Mahnung zur Strenge die versteckte Bitte enthielt, die Bevorzugung Julias nicht zu übertreiben. Allein in seiner Siegesicherheit beirrte ihn das ebenso wenig wie die Tatsache, daß Julia ihm zuweilen auswich. Es blieb ihm ja nicht verborgen, daß er dem jungen Mädchen nicht zuwider war. Wenn er mit ihr von ernsthaften Dingen, etwa von einem schönen Buche oder Bilde sprach, traf ihn oft ein plötzlich aufleuchtender Blick ihrer Augen, und wenn er einmal ihre Hand ergriff, entzog sie ihm diese nicht, obgleich sie den scheuen Druck der seinen nicht mehr erwiderte.

Eines Tages erhielt Carl Otto Schwyzer noch eine starke Abendpost und wünschte nach Geschäfts schluß noch einige dringende Briefe zu erledigen. Ohne weitere Ueberlegung ließ er durch Müller Julia Fahr auffordern, zur Abnahme einiger Diktate etwas länger dazubleiben, und erst im Augenblick, da er den Weiskopf in Ausrichtung seines Auftrags schweigend, vielleicht mißbilligend, davongehen sah, kam ihm der Gedanke, daß in seiner Anordnung etwas Außergewöhnliches liege. Er widerrief indessen diese nicht. Doch begann in ihm ein Widerstreit von Gefühlen, frohe Erregung darüber, daß er zum erstenmal mit Julia allein sein werde, und Bedenken wegen des Eindrucks, den der Vorfall bei andern machen könnte. Immer wieder schaute er nach der Uhr, ob die Zeit zum Weggang der Angestellten noch nicht gekommen sei. Als in den Geschäftsräumen das Geräusch entstand, das die Arbeitseinstellung und den Ausbruch seiner Untergebenen ankündigte, stockte ihm der Atem. Verstohlen sandte er dann und wann einen Blick hinüber, während eines nach dem andern von seinem Personal sich entfernte. Die Stuben wurden leer, still. Der alte Müller als der letzte, trat auf die Schwelle und fragte, ob noch irgend etwas vorliege.

Carl Otto Schwyzer hob das ernste Gesicht. Eigentlich hatte er noch etwas



Hans Diezi, Bern.

Spielender Knabe. Radierung.

mit dem treuen Mitarbeiter besprechen wollen; allein er verneinte dessen Frage fast ungeduldig: irgendwie säumte jener ihm schon jetzt zu lange.

Da nahm auch der Alte Stock und Hut. Mit einem stillen Gruße ging er.

Nun war alles öde. Beinahe schien es Schwyzer, als sei auch Julia fortgegangen.

Die Abendsonne spann noch in den Räumen; freundlich lag sie auf dem staubigen Fußboden der nächsten Zimmer. Ein kleines Schreibtischgerät blühte dort im Licht. Drüben spannen Stäubchen in dem feinen, goldenen Schein.

Jetzt wurde im letzten Kontor ein Stuhl gerückt.

„Fräulein Julia?“ sagte der Wittwer.

Sie trat in die Tür. „Soll ich kommen?“ fragte sie.

„Bitte.“

Nun sah er sie durch die Zimmer heranschreiten. Er gab sich den Anschein, er achte nicht auf sie; aber er blinzelte nach ihr hin, während er sich über sein Pult bog. Seine Erregung nahm in dem Maße zu, als sie näher kam. Es war ihm, als schreite ein großes Glück auf ihn zu.

Sie ging langsam und so leise, daß selbst jetzt in der Leere der Räume ihr Schritt kein störendes Geräusch war. Einmal lag die Sonne hell auf ihrem ganz hellen Haar; das stand ihrem ernstesten, jungen Gesicht wunderbar. Ihre Augen waren aber schon von weitem auf Schwyzer gerichtet, und eine scheue Freude, vermischt mit einem leisen Stolz über die Bevorzugung, die sie zu dieser Arbeit berief, stand darin. Der Wittwer fühlte sich von diesem Blicke erwärmt. Er fühlte die Vertraulichkeit und das Vertrauen eines Menschen, der sich ihm nahe fühlte, und das beglückte ihn.

Als Julia in sein Kontor trat, hieß er sie Platz nehmen. Er hielt auch jetzt noch den Geschäftston fest und begann sogleich mit der Arbeit. Wenn ein Stenogramm aufgenommen war, legte das Fräulein das Blatt beiseite, Schwyzer sah kurz ein neues Schreiben durch, auf das er antworten wollte, und sie begannen von neuem.

Die Sonne verlor immer mehr ihren Goldglanz, geisterte noch ein Weilchen

blaß und unirdisch durchs Zimmer, erlosch und kam plötzlich in einem heißen Widerschein zurück.

„Wird es Ihnen nicht zu dunkel?“ fragte einmal Schwyzer.

Seine Stimme war nicht ganz fest. Julia verneinte.

Wieder verging eine Weile. Sie vergaßen beinahe, was sie arbeiteten; sie hatten Mühe, der eine seine Gedanken scharf zu seinen Geschäften zu zwingen, die andere diesem Gedankengang lückenlos zu folgen.

Als der Wittwer seinen letzten Brief begann, klang seine Stimme voll Ungeduld und einer unbestimmten Erwartung. Julia fühlte das, und ihr Herz klopfte.

„Eigentlich ist es nicht recht, daß ich Sie so lange in Anspruch nehme,“ sagte jener, als sie zu Ende waren.

„Ich tue es doch gern,“ antwortete Julia errötend. Er spürte, wie ernst es ihr war.

Er trat ihr näher. „Es ist so viel mehr, wenn jemand aus innerer Freude für einen arbeitet, als wenn es lediglich um Lohn und Pflicht geschieht,“ sagte er. Dabei reichte er ihr die Hand.

Sie wußte nicht, was sie entgegen sollte, und stand, die Hand in der seinen lassend, tief verwirrt da. Eines hörte des andern rascheren Atem. „Ich möchte, daß Sie recht ... lange bei mir bleiben,“ fuhr Schwyzer fort. Er hätte ebensogut „immer“ sagen können; denn es lag in seinem Ton.

„Ich wünsche mir nichts anderes,“ erwiderte Julia.

Sie sah zu ihm auf.

Plötzlich legte er den Arm mit einer väterlichen Zärtlichkeit um ihre Schulter.

Sie stand einen Augenblick dicht an ihn geschmiegt, den Kopf an seiner Brust. Er war viel größer als sie. Nun beugte er sich nieder und seine Lippen berührten ihren Scheitel.

Ihre Wangen glühten, als sie sich darauf zum Gehen wandte, und sie sah nicht auf und nicht zurück, während sie sich an die Schreibmaschine hinüber begab.

Aber Schwyzer folgte ihr sogleich. „Ich lasse Sie allein,“ sagte er. „Legen Sie mir bitte nachher die Briefe auf mein Pult.“

„Ja,“ antwortete sie, noch immer in Verwirrung.

Wieder fuhr er ihr mit der Hand über den Scheitel. Er sagte nicht ade. Er ging. Aber sie wußten viel mehr voneinander, als ihre Worte enthalten hatten ...

Nun hatten sie ein Geheimnis zusammen.

Die nächsten Tage brachten ihnen kein Alleinsein, noch suchten sie ein solches. Sie fühlten sich einander nahe und fordereten in völligem Genügen für den Augenblick nichts anderes. Der Witwer sandte manchmal einen Blick in ihr Kontor hinüber, und einmal verirrten sich auch Julias Augen nach seiner hohen Gestalt, als er unter dem Fenster ihres Arbeitsraumes vorbei der Stadt zuschritt.

Dann begannen sie beide zu überlegen. Wünsche sproßten auf, und das Unkraut der Zweifel begann zu wuchern. Carl Otto Schwyzer war zu sehr Geschäftsmann, als daß er nicht auch seine jeßige Lage bald klar übersehen hätte. Er erwog noch einmal sorgfältig alles. Er ging zum Grabe seiner Frau, mehr von Ehrfurcht vor der Treue und Klugheit der einstigen Lebensgefährtin getrieben, als von Heimweh. Seine Gedanken waren auf diesem Wege mehr bei Julia als bei der Verstorbenen; aber der Gang erschien ihm wie eine Pflicht, als sei er es schuldig, einen beinahe fertigen Entschluß zuerst an diese Stelle zu tragen. Dann meinte er zu wissen, daß auch die Tote in ihrer ruhigen, kühlen Art ihm zugeredet haben würde, was er sich selber zusprach: Warum sollst du nicht ein Wesen zu dir nehmen, das du liebst und das in deinen alten Tagen um dich ist! Immer freudiger löste sich aus dieser Ueberlegung der Wille zum Handeln. Bald — morgen schon wollte er Julia fragen. Sie würde — er spürte das — nicht nein sagen.

Dann kamen wieder Bedenken. Die Kinder! Ob er nicht doch besser zuerst ihre Vorurteile zerstreute. Vorurteile? Ellen hatte sie, vielleicht auch Karl, nur die Jüngste würde wohl zustimmen, wenn sie sah, daß es ihm so am Herzen lag.

Auf dem Heimwege war er mit sich im Reinen. Noch am gleichen Abend wollte er mit Sohn und Tochter sprechen.

Julia hatte indessen ihre eigenen Gedanken. Sie trug sie still mit sich herum; aber sie veränderten ihr Wesen.

Ihre Mutter fragte sie: „Ich möchte nur wissen, was dir ist,“ und glaubte ihr nicht, als sie erwiderte, es fehle ihr nichts, sie sei höchstens von der Mehrarbeit der letzten Tage etwas ermüdet.

Julia quälte sich aber. In was für einem Verhältnis stand sie plötzlich zum Geschäftsherrn? Wohin sollte das führen? Wenn die Leute redeten! War da ihres Bleibens im Hause Schwyzers noch länger? Dann tröstete sie sich. Sie kannte jenen doch! Was machte sie sich Sorgen? Konnte sie nicht ruhig alles in die Hände des ernstesten, gereiften Mannes legen? Sie fühlte, daß er ihr gut war, daß sie an ihm einen Freund hatte. Mehr wollte und dachte sie nicht. Aber sie gab jenem in ihrem Innern mehr, als sie je einem Menschen gegeben hatte.

Der Witwer schickte sich früh zur Unterredung mit seinen Kindern an.

Die Bohnstube war noch hell. Auf der Straße unten herrschte das regere Leben des nahenden Feierabends. Am Himmel, der von den Fenstern aus sichtbar war, trieben schöne, weiße Wolken.

Ellen saß am Fenster und nähte. Ihre Aussteuer war bald fertig. Schon hörte sie in Gedanken Hochzeitsglocken. Und sie dachte mit Ungeduld an den Geliebten, den sie auch heute abend erwartete.

Da trat der Vater ein.

Ellen erhob erstaunt den Kopf. „Du schon hier?“ fragte sie.

Er antwortete etwas, was sie nicht verstand. Sie bemerkte auch die tiefe Bewegung in seiner Stimme nicht.

Der Witwer trat in sein Schlafzimmer hinüber. Er war so erregt, daß er nicht sogleich sprechen konnte; aber zurückkommend ließ er sich bei der Tochter nieder.

„Nun ziehst du bald in dein eigenes Heim,“ begann er.

Sie sah zu ihm auf. In ihren braunen Augen wurde es feucht. Es war aber traulich und friedlich in der Stube, recht so, daß zwei Menschen, die sich nahe standen, Dinge, die ihnen am Herzen lagen, erwägen mochten.

„Was würdest du sagen, wenn auch dein Vater noch Zukunftspläne gleich den deinen hätte?“

Sie glaubte, daß es ein Scherz sei, und lachte. Aber als sie sah, wie ernst er blieb, wußte sie, daß er ihr etwas anvertrauen wollte. Ihre Züge veränderten sich. Die Nadel stockte mitten im Stich.

„Ich habe einen Entschluß gefaßt,“ fuhr der Witwer fort.

Da wußte sie plötzlich alles.

„Das ... Schreibfräulein?“ fragte sie.

„Warum nicht?“ entgegnete er ein wenig gereizt. Das Blut flammte über seine braune Stirn.

Ellen stand auf: „Das kann nicht dein Ernst sein, Vater.“

Er folgte ihr mit einem Blick, in dem sich Unsicherheit und wachsender Unwille malten.

„Es ist mein Ernst,“ bestätigte er, und einlenkend, im Bestreben, die Tochter zu überzeugen, fuhr er fort: „Urteile nicht, ohne geprüft zu haben. Du wirst in Julia ein Mädchen finden, das, obgleich gegenwärtig in abhängiger Stellung, sich nach Herkunft und Bildung, insbesondere nach Herzensbegabung mit euch messen kann.“

„Unmöglich! Deine Untergebene! Und dann ... der Altersunterschied! Daß du nicht selbst ...“

Er unterbrach sie. „Du meinst, daß ich nicht alles reiflich überlegt habe? Das Außergewöhnliche braucht nicht immer das Irrige zu sein. Wenn zwei Menschen sich verstehen, werden sie einander mehr sein als zwei nach hundert Neußerlichkeiten zueinander Passende.“

Ellens Erregung wuchs. Tränen des Anmuts traten ihr in die Augen. „Was werden die Leute sagen? Hans? Meine künftigen Verwandten,“ klagte sie.

„Du denkst an dich. Versuche, auch an mich zu denken. Ihr Kinder werdet jedes euren Weg gehen. Eines Tages werde ich allein sein, zu einer Zeit, da man am nötigsten ein wenig Liebe braucht.“

„Wir bleiben deine Kinder. Wir haben es an Liebe und Verehrung nie fehlen lassen. Sollen wir um einer Fremden willen ...“

Sie schluchzte und drückte heftig ihr Taschentuch ins Gesicht.

Schwynzer konnte wie viele Männer Frauen nicht weinen sehen. Sein Selbstvertrauen erfuhr eine leise Erschütterung.

In diesem Augenblick trat sein Sohn Karl ein, breitschultrig, gesund, ein wenig mehr Genuß- als Gefühlsmensch.

„Was gibt es denn?“ fragte er; Tränen waren im Schwynzerschen Hause nicht häufig.

Ellen drehte ihm schmollend den Rücken.

Der Vater erklärte ihm ruhig und abermals seinen guten Willen zusammennehmend, was geschehen sei.

Karl antwortete darauf nicht, sondern piffte durch die Zähne.

„Schon um unserer toten Mutter willen begreife ich es nicht,“ warf Ellen ein.

Der Witwer kam sich gedemütigt vor. Er, der Angesehene, war nicht an solchen Widerspruch gewöhnt.

„Aus dir spricht Voreingenommenheit und macht dich ungerecht,“ tadelte er die Tochter. Er zog die große Gestalt zu ihrer vollen Höhe.

„Ich möchte dein Urteil haben, Karl,“ wendete er sich dann an diesen.

Der zuckte die Schultern. „Im Grunde haben wir nichts zu sagen,“ entgegnete er verdrießlich.

„Auch du?“ fragte der Vater.

„Johannestrieb,“ antwortete der Sohn, „hat immer — verzeih mir den Ausdruck — etwas Humoristisches. Es ist aber nicht angenehm, wenn in den Augen der Leute der eigene Vater ...“

„Die Folgen habe ich allein zu tragen,“ brauste Schwynzer auf.

„Doch nicht so ganz,“ erwiderte Karl.

„Nicht allein,“ bestätigte Ellen.

Der Witwer begann im Zimmer auf und ab zu schreiten. Er fühlte plötzlich, als ob er vor einer Mauer stünde. Die Worte fehlten ihm. Dann trat er ins Nebenzimmer.

Die Geschwister sprachen nicht weiter. Ellen begann den Tisch zu decken. Karl setzte sich mit einer Zeitung ans Fenster. Eine Schwüle herrschte, wie sie nie im Hause gewesen war.

Als es bald Essenszeit war, kam Hans Sprecher, der Bräutigam. Er bemerkte sogleich die Verstimmung, fragte und

wurde eingeweiht. Er verstand so wenig wie die andern. Auch ihm konnte der Witwer die Unzufriedenheit vom hübschen blonden Gesicht ablesen, als er ihn nachher begrüßte.

Dann hielten sie eine trübselige Mahlzeit.

5.

Es wurde kein offener Krieg. Dazu hatten sie alle bisher viel zu friedlich gelebt und liebten einander zu sehr. Sie vermieden es nur, von der Angelegenheit, die zwischen ihnen einen Riß zu machen drohte, weiter zu sprechen. Als ob sie damit aus der Welt geschafft wäre! Gerade das Stillschweigen bewies, wie gleich sie sich blieb. Der Witwer zögerte mit der Ausführung seines Entschlusses; aber er tat das nicht, weil dieser wankend geworden war, nur weil ihm der Frohmut fehlte. Seine Kinder gaben sich Mühe, ihm die frühere Freundlichkeit und Heiterkeit zu zeigen; allein er spürte die Mühe. Er spürte die gespannte Erwartung, was er beginnen werde, in all ihren, auch den alltäglichsten Worten. In Ellens Augen sah er häufig Tränen. Karl erzählte einmal bei Tisch eine Geschichte, die eben in der Stadt die Klatschbasen beschäftigte, eine Geschichte von einem alten Mann und einer jungen Frau. Vielleicht hatte er anfangs gar nicht beabsichtigt, Vergleiche zu ziehen; aber während des Sprechens richtete er den geraden, ein wenig spöttischen Blick auf den Vater, und dieser merkte wohl, wie er ihm bedeuten wollte: Das wäre ja ungefähr dein Fall. Er zog die Stirn zusammen. Von da an war er sehr schweigsam und kurz gegen den Sohn.

Einige Male fiel zwischen ihnen Julias oder ihrer Mutter Name. Der Sohn sprach sie jetzt mit einem eigentümlichen Anflug von Spott aus.

Eines Morgens trat Ellen gerade in dem Augenblick in des Vaters Kontor, als Julia geschäftlich darin zu tun hatte. Sie tat, als sehe sie das Schreibfräulein nicht und entfernte sich sogleich wieder.

Schwyzler rief sie zurück.

„Ich will nicht stören,“ sagte sie ohne umzukehren.

Die Hand des Witwers zitterte, während er ein Blatt nahm, das Julia ihm

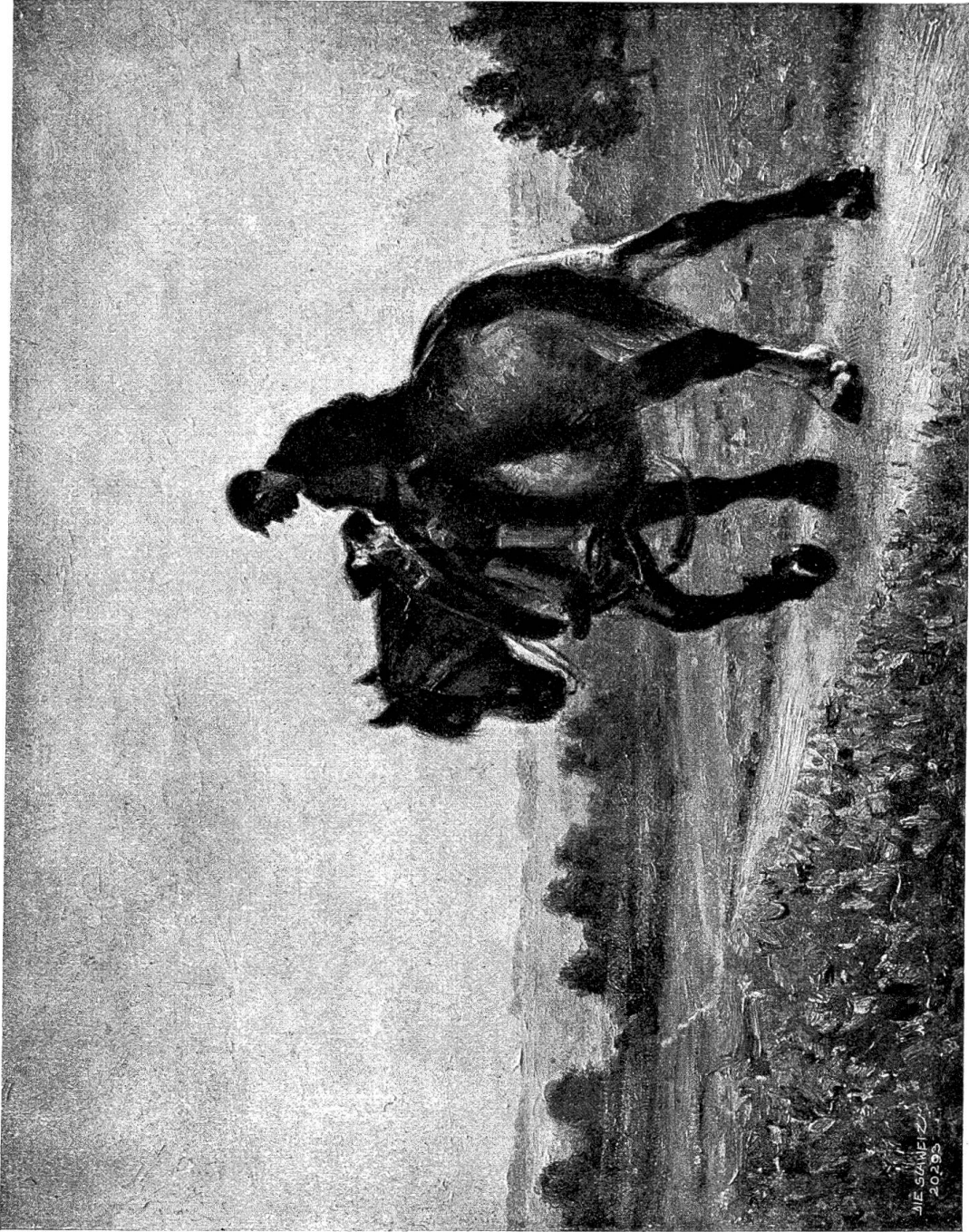
reichte. Diese war sehr bleich; aber er wußte nicht, ob sie Ellens Wesen als Unfreundlichkeit erkannt hatte. Sie erledigten ihr Geschäft. Aber seine Stimme wurde während des Sprechens weich und gütig. Sie waren einander schon so nah, daß nicht mehr das Was, sondern das Wie ihren Worten Wert verlieh.

„Ich möchte am Sonntag wieder einmal zu Ihnen kommen,“ sagte Schwyzler, ehe Julia sich entfernte.

„Wir werden uns freuen,“ antwortete sie mit unsicherer Stimme. Ihr Blick leuchtete auf und verschleierte sich wieder wie in einem verborgenen Kummer.

... Am Sonntag — die Kinder waren ihre eigenen Wege gegangen — sah er wieder bei den Fahrs. Dasselbe Heimatgefühl wie vordem erfüllte ihn. Die einfache Einrichtung der sonnigen Stube, die stille, warme Art der zwei Frauen, das ruhige Gespräch, das sie über allerlei ernste Lebensdinge führten, alles war ihm um so wohltuender, da er zu Hause nun den geheimen Zwiespalt hatte. Die Erinnerung an den Widerstand seiner Kinder verließ ihn freilich auch hier nicht; sie würde schon durch einzelne Fragen der Frau Fahr, die sich nach seinen Töchtern erkundigte, wach gehalten worden sein. Zuweilen glaubte er in der behäbigen Hausfrau Wort und Ton wieder eine gewisse Zurückhaltung, eine leise Dämpfung der sonstigen Freundlichkeit zu fühlen und lauschte fast mißtrauisch auf jede Klangfärbung ihrer Stimme. Aber die innere Genugtuung über das Wesen von Mutter und Tochter, das Gefühl ihres Wertes trösteten ihn und überzeugten ihn neu von der Berechtigung seiner eigenen Absichten. Innerlich vergnügt und befreit, kehrte er von dem Besuch nach Hause zurück.

... Unterdessen erfüllte sich die Pensionszeit seiner Jüngsten, und eines Tages holten er und Ellen Gritli am Bahnhof ab. Der Witwer und seine ältern Kinder hatten schon einige Tage von dieser Rückkehr gesprochen. Sie bildete ihr Lieblings-thema; denn über der gemeinsamen Freude vergaßen sie fast, daß etwas Anderes sie so hart trennte. Gritli hatte ihnen allen gefehlt, ohne daß sie es sich eigentlich gestanden hatten, Gritli mit ihrem heitern Sinn, ihrer pugigen, manch-



Edwin Ganz, Zürich-Brüffel.

Rückkehr von der Arbeit.

mal fast ein wenig naseweisen Geradheit, die doch wieder viel liebenswürdiger war als die Wände einstoßende Derbheit Karls, und ihrem von innerer Güte durchsonnten Wesen.

„Ob sie sich wohl stark verändert hat?“ fragte Schwyzer ein paarmal.

„Ob sie immer noch zu Streichen aufgelegt ist?“ werweiste Ellen.

Karl freute sich auf die Geplänkel mit der kleinen, scharfzüngigen Schwester wie auf ein frisches Bad.

Es regnete, als Schwyzer und Ellen sich zum Bahnhof begaben. Die Straße war durchweicht und kotig, und das alte Bahnhofgebäude, das längst einem neuen hätte Platz machen sollen, erschien ihnen häßlicher als je. Sie hatten beide unterwegs ihren Gedanken nachgehungen und wenig gesprochen; nur zwei gute Worte waren gefallen: „Jetzt wirst du froh sein, Vater, daß du deinen Liebling wieder haben wirst,“ sagte Ellen. Und Schwyzer erwiderte: „Wie ich mich über Grittlis Kommen freue, so wird dein baldiger Abschied mir ein Schmerz sein.“ Ihre Stimmen klangen dabei weicher als seit manchem Tag.

Dann standen sie auf dem Bahnsteig.

Der Zug fuhr ein. Als eine der ersten seiner Insassen stieg Gritli aus, nur wenig gewachsen, aber schlank, behend, mit den hellbraunen, lauterer Augen Vater und Schwester schon von weitem anlachend. Sie trug nicht mehr die beiden Zöpfe, die ihr sonst über die Schultern nach vorn gefallen waren. Das Haar war hochgesteckt und mit einer schwarzen Schleife geziert. Sie sah ein wenig älter aus; aber das Kindliche ihres Wesens war geblieben; denn sie stürmte auf Vater und Schwester zu und fiel ihnen um den Hals. Die üblichen Fragen nach dem gegenseitigen Ergehen und dem Verlauf der Reise wurden getauscht. Die Neuangekommene erzählte kichernd ein kleines Reiseabenteuer mit einem netten alten Herrn, der sich ihrer auf der langen Fahrt angenommen und von dem es sich herausgestellt, daß er den Bankier Schwyzer wohl kannte. Dann nahm man einen Wagen und fuhr heimzu.

„Ich glaube, man könnte zwanzig Jahre fort sein, ohne daß sich an unserem

Nest etwas ändern würde,“ sagte Gritli zum Fenster hinaussehend.

Die andern beiden lachten. Aber schon engte etwas ihr Inneres ein. Nicht der Hinweis, daß nichts sich geändert habe, nahm ihnen die Ungezwungenheit; aber — je mehr sie sich dem Hause näherten, um so schärfer trat ihnen in Erinnerung, daß etwas sie trennte, etwas, von dem auch das arglose Mädchen da erfahren mußte.

Der Wagen hielt. Sie stiegen in die Wohnung hinauf. Sie geleiteten Gritli nach ihrem Zimmer. Schwyzer ließ die Schwestern allein. Aber als er hinweg ging, tat ihm das Herz weh. Wie würde es werden? Würde dieses Kind ihn verstehen, oder würde auch es gegen ihn Partei nehmen?

Das Auspacken des Koffers, der Austausch kleiner persönlicher Neuigkeiten hielt die beiden Mädchen in Atem. Ellen drängte das Bedürfnis, von dem zu sprechen, was ihre Bedrängnis war, noch zurück. Sie kehrte in die Wohnstube zurück, ohne Julia Fahr erwähnt zu haben. Später kam Karl, der Bruder, und feierte Wiedersehen mit Gritli. Als der Vater wieder erschien, setzte man sich in guter Stimmung zu Tische. Aber der Gesprächsstoff erschöpfte sich. Zwischen dem Wittwer und seinen älteren Kindern stellten sich jene Pausen ein, die seit geraumer Zeit ihr Beisammensein gestört hatten. Gritli in ihrer Munterkeit merkte es lange nicht. Dann aber ließ sie ihre Augen ängstlich von einem zum andern gehen. Sie mochte zuerst nicht fragen, meinte noch, sich zu irren. Aber ihre Freude des Wiederdaheimseins starb ab. Beflommenheit befiel sie. Endlich hielt sie sich nicht länger.

„Es ist nicht wie sonst,“ sagte sie. „Ihr verschweigt mir etwas.“

Ellens Augen füllten sich sogleich wieder mit Tränen.

Karl erhob sich geräuschvoll von seinem Stuhl und murrte etwas von unerträglichen Zuständen.

Schwyzer war bleich geworden.

„Deine Geschwister können sich nicht in die Wege deines Vaters finden,“ sagte er ernst.

Aber noch kam keines auf die Sache selbst zu sprechen.

Der Witwer nahm sich vor, seine Jüngste nachher zu sich zu rufen, wurde aber durch telephonischen Anruf in Geschäften wegbestellt.

So fiel Ellen die Aufgabe zu, auf Gritlis Fragen Aufklärung zu geben. Sie tat es, wie sie meinte, mit aller Gerechtigkeit und sich nach bestem Vermögen in des Vaters Standpunkt hineindenkend, auch schmerzlich bewegt, daß sie ihn, den sie so herzlich liebte, nicht begreifen konnte; aber ihre Schilderung Julias und ihrer Mutter war von ihrem Zorn gefärbt.

„Spekulanten“ nannte sie sie.

Hier fuhr zwar Karl ehrlich dazwischen: „Das müssen sie nicht in jedem Fall sein.“ Aber er tadelte um so derber, daß die zwei Frauen der Vernunft ermangelten, da sie sonst nicht des Vaters abenteuerlichen Absichten Vorschub leisten würden.

„Ist denn ...“ fragte Gritli stoßend, „hat der Vater sein Wort gegeben?“

Das wußten die andern nicht.

„Vielleicht haben wir kein Recht, Einspruch zu erheben,“ urteilte Gritli. „Der Vater hat im Leben immer das Rechte gefunden.“

„Ich habe alles geachtet, was er getan hat,“ schluchzte Ellen, „jetzt aber ...“

Dann führten sie und Karl ihre Gründe ins Feld. Daß der Vater sich bei Verwandtschaft und Bekanntschaft ins Gerede bringe. Was er beabsichtige, zieme weder seinem Stande noch seinem Alter. Er sei einfach behext, der Vater.

„Hübsch freilich ist das Mädchen,“ gestand der Kenner Karl.

Ellen klagte, sie würde bei ihrer zukünftigen Familie in ein ganz schiefes Licht gerückt.

Gritlis helle Augen wurden feucht. Sie hatte sich ihre Heimkehr ins Vaterhaus anders vorgestellt. Und, in der Tat, wie die Geschwister es ihr darstellten, erschien ihr des Vaters Vorhaben — recht sonderbar.

Lange erwogen sie hin und her. Die Haustür knarrte dann. Schwonzer kehrte zurück.

Die Geschwister trennten sich im unwillkürlichen Bestreben, dem Vater nicht zu verraten, wie sie über ihn gesprochen hatten. Dieser aber rief seine Jüngste

aus ihrem Zimmer, in das sie sich begeben hatte, wieder herunter.

Es war inzwischen dunkel geworden. Und dunkel war das Zimmer, in das Gritli eintrat. Sie hatte Mühe, des Vaters hohe Gestalt zu erkennen, wie sie in der Nähe des Fensters in einem Lehnstuhl saß. Niemand sonst war da; die beiden, die sich im Hause am nächsten standen, waren allein. Und daß sie einander so nahe standen, fühlten sie eines wie das andere. Eine tiefe Liebe erfüllte sie.

Gritli näherte sich dem Fenster.

Ein paar große, klare Sterne leuchteten über ihm, ruhig, wundersam ruhig. Auch in der Stube war es still. Es war doch die alte Friedlichkeit. Der Vater saß nicht ganz aufrecht da; man sah seiner Haltung an, daß ihn etwas drückte.

Er streckte den Arm aus und zog die Tochter näher. „Nun müssen auch wir noch zusammen sprechen,“ begann er.

„Du hast? Hast du ...“ wollte er dann fragen.

„Die Geschwister haben mir alles gesagt,“ antwortete Gritli.

„Nun? Und?“ forschte er.

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll.“

„Du sollst dich frei aussprechen. Ich will nicht, daß du mir irgend etwas verbirgst.“

„Ich ... kann mich nicht freuen,“ fuhr Gritli zögernd weiter, „aber ... du hast immer gewußt, was gut und ... richtig ist.“

Er streichelte ihre Hand. Er fühlte, wie sehr sie sich mühte, ihm gerecht zu werden.

„Ich liebe euch alle,“ sprach er voll Innigkeit und doch wieder voll Trauer. „Ich kann euch nicht beschreiben, was ihr mir seid, meine Kinder. Aber ... ich liebe auch ... Julia, vielleicht so, wie noch keinen Menschen zuvor.“

„Auch die Mutter nicht?“ fragte Gritli.

„Auch ... die Mutter nicht,“ bestätigte er. „Was so spät kommt, ist wohl stärker, weil es aus Reife und Tiefe kommt.“ Sie bemerkte trotz des Dämmers den schmerzlichen Ernst in seinem Gesicht. Viele gute Worte drängten sich ihr auf die Zunge; aber sie vermochte sie nicht recht zu formen.

„Nun bist du mir nicht mehr so gut wie einst, nicht wahr?“ fragte er.

„Vater,“ schluchzte sie und legte die Arme um seinen Hals. Einen Augenblick ruhte sie so.

„Du sollst nicht auf uns achten,“ flüsterte sie, die Stimme von Tränen gedämpft, „dein Glück geht doch vor.“

Er strich ihr über das braune, weiche Haar, er küßte sie auf die Stirne. „Es sind gute Menschen, Julia und ihre Mutter,“ sagte er. „Wenn du sie kennst, werden sie dir lieb werden.“ Aber während er sprach, fühlte er, daß er in die Luft redete. Er spürte die Widerstände, die trotz allen gutem Willen auch dieses

Kind zu überwinden hatte, und er begriff sie und fand selbst nicht den leichten Mut, nicht die sorglose Siegesicherheit, sie zu entkräften. „Laß Zeit,“ sagte er endlich. „Es muß doch alles gut werden.“

Am Ende, als das junge Mädchen nicht sprach, schob er sie sanft von sich. „Du wirst müde sein, Kind. Deine Reise war lang. Es wird Zeit, daß du dich zu Bett legst. Morgen ... ist auch wieder ein Tag.“

Dann gingen sie auseinander. Sie zürnten sich nicht. Sie liebten sich wie nur je. Der Vater küßte Gritli, und sie schlang noch einmal heftig die Arme um ihn, ehe sie die Stube verließ.

(Fortsetzung folgt.)

Die Darstellung der Naturschönheit bei Spitteler.

„Der Weltenwerte höchste heißen Form und Schein.“ Dieser Spruch im „Olympischen Frühling“ faßt die Weltanschauung Spittelers prägnant zusammen. Spitteler ist Pessimist in der Bewertung unserer praktischen Existenz. Er lehnt auch eine Metaphysik ab. Das ästhetische Ereignis und Erlebnis ist ihm eins und alles. Er schuf eine Kunst, die nicht Ausdruck des Lebens ist, sondern die Schönheit (das Spiel der Formen und den Glanz des Scheins) um ihrer selbst willen darstellt. Die Abscheidung des reinen Scheines von der Wirklichkeit, welche Schiller in seinem Gedicht: „Das Ideal und das Leben“ dem Idealisten empfiehlt, hat Spitteler radikal durchgeführt. Was hat das Friedensbild der Schönheit, die selige Harmonie der Form mit dem Wesen der Dinge zu tun, die im Kampf und im Widerspruche leben? Spitteler zieht den schönen Schein, in den sich die Welt lügenerisch einhüllt, von den Dingen ab und webt daraus das Traumbild seiner idealen Sehnsucht. Aber während der Idealismus anderer sentimentalischer Dichter in der Forderung einer Entwicklung und Neugestaltung des Lebens oder im Glauben an eine jenseitige Welt besteht, ist für Spitteler das Ende aller Weisheit: „An dem Scheine mag der Blick sich weiden“. Daher wird Spitteler zum Darsteller der Naturschön-

heit in der freien Phantasiespiegelung des Mythos.

Spitteler bezeichnet in einem Aufsatze seiner „Lachenden Wahrheiten“ die Freude am äußern Sinnen Scheine als die Quelle des Epos überhaupt und stellt das Epos in diametralen Gegensatz zum Roman, der nach inhaltlicher Wirklichkeitserfassung strebt. Die Allgemeinheit dieses Urteils mag als zweifelhaft erscheinen, besonders im Hinblick auf Dante. Aber Spitteler hat damit den Geist seiner Epik bekant. Wie Dantes Werk das Epos von der inneren Bedeutung der Welt, von der metaphysischen Bestimmung des Menschen ist, so könnte man Spittelers kosmische Dichtung das Epos vom äußern Schein, das Epos der Naturschönheit nennen. Wie bei dem mittelalterlichen Dichter der Sinnen Schein nur eine Hieroglyphe des metaphysischen Seins, die Schönheit nur Symbol moralischer und intellektueller Wesenszustände ist, so kommt bei Spitteler die Wirklichkeit, das Wesen der Welt nur in Betracht als Träger der reinen Gestalt, als Projektionswand des schönen Scheins. Er legt seinem Olympischen Frühling die Nachtansicht der Naturwissenschaft zugrunde und verspottet die Menschenwelt in einer grotesken Satire, damit die Naturschönheit, der reine Schein der Welt, die Herrlichkeit der organischen Gestalten und der